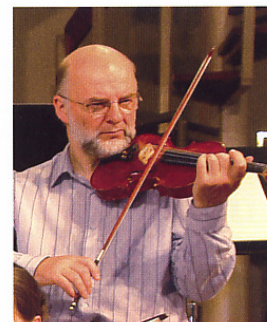


Interkulturelles Tutti

Migrationshintergrund steht nicht im Vordergrund: Herkunft und Orchesteralltag

Sven Scherz-Schade

Kulturell bedingte Unterschiede gibt es, Probleme deswegen aber nicht. So die spontane Reaktion fast aller Befragten. Doch nicht immer bleibt es bei dieser eindeutigen Aussage. Für das Thema Interkulturelle Kommunikation sensibilisiert merken viele erst im Gespräch, welche Auswirkungen unterschiedliche kulturelle Prägungen bei der Arbeit in international besetzten Personalgruppen haben – positive wie negative.



Wojciech Gielnik

> **Largo, crescendo, da capo...** So viel Italienisch versteht jeder Orchestermusiker. Schon allein deshalb sind die sprachlichen Hürden bei der Probenarbeit nicht allzu hoch, auch wenn die Musiker eines Ensembles aus unterschiedlichsten Ländern kommen. Fragt man den Geiger Wojciech Gielnik, was Aufstrich auf Polnisch heißt, muss er erstaunlich lange überlegen. „Den Bogenaufstrich nennt man *wgure*“, sagt er. Die polnischen Begriffe benutzt er nicht häufig. Die deutschen Bezeichnungen sind ihm vertrauter. Seit 1. August 1991 spielt der gebürtige Pole im Brandenburgischen Staatsorchester Frankfurt. „Das ist meine 18. Spielzeit hier“, sagt Wojciech Gielnik. Soweit er sich erinnert, war es im Umgang mit seinen Kollegen nie Thema, dass er Ausländer ist. „In erster Linie zählt, wie jemand musiziert“, sagt er, „und erst an zweiter oder dritter Stelle fragt man, wo der Kollege herkommt.“ Orchestermusiker sei ein internationaler Beruf.

So sieht es auch die deutschstämmige Kollegin Michaela Kennke. Sie spielt erste Violine im Brandenburgischen Staatsorchester und hat dort zwei japanische, zwei ungarische, sechs polnische Kollegen und eine Kollegin aus Korea. Dass sich das Orchester interkulturell zusammensetzt, findet Michaela Kennke gut. „Manchmal merkt man Unterschiede in der Mentalität“, sagt sie. „Die Kollegen aus Fernost sind zurückhaltender und zeigen ihre Emotionen nicht so geradeheraus, wie man es von uns Deutschen gewohnt ist.“ Dass dies ein kultureller Unterschied sein muss, wurde Michaela Kennke klar, als ihr Orchester unter Leitung von Takao Ukiyaya 2001 und 2005 Japan-Tourneen unternahm. Das Publikum etwa jubelte am Ende des Konzerts begeistert und laut, während es zu Beginn der Vorstellung auffallend diszipliniert und ruhig im Saal war. Ähnlich sei es mit Kollegen. „Es gibt Unterschiede“, sagt die Geigerin, „aber keine Probleme!“

Tatsächlich hört man keinerlei Klagen, wenn man Orchestermusiker direkt aufs sensible Thema des interkulturellen Tutti anspricht – und zwar weder von der einen noch von der anderen Seite.

Doch muss die Diskretion noch lange nicht bedeuten, dass es nicht doch die eine oder andere Schwierigkeit gibt. Denn jeder, der einmal selbst im Ausland gelebt und gearbeitet hat, weiß, wie unerwartet hart sich der berufliche Alltag in den kleinen Dingen des Lebens plötzlich gestalten kann.

„Man braucht Unterstützung von anderen, sonst geht es nicht“, sagt Adriana Condruc. 1989 kam sie aus Rumänien nach Deutschland, wo die Geigerin bei den Münchner Philharmonikern angestellt wurde. Bei Behördengängen, dem Antrag auf Arbeitserlaubnis oder der Wohnungssuche hatte ihr nicht nur das Büro der Orchesterdirektion, sondern auch eine „sehr liebe Schweizer Kollegin“ geholfen. „Sie bot mir als Starthilfe Geld, das ich gut gebrauchen konnte, weil mein Sohn gerade geboren war“, erinnert sich Adriana Condruc. „Ich habe ein Entgegenkommen gespürt, das mich sehr gerührt hat.“ Elf Jahre blieb die Musikerin bei den Philharmonikern in München, wo damals schon zahlreiche Ausländer Orchestermitglied waren.

In der Art des Musizierens habe es geringfügig Unterschiede gegeben, wobei es vom Dirigenten abhing, wie intensiv diese zum Tragen kamen. „Sergiu Celibidache hatte genau auf einheitlichen Klang geachtet und James Levine hatte umgekehrt viel stärker den individuellen Ausdruck jedes Einzelnen gefordert.“ Heute ist Adriana Condruc Mitglied im Konzerthausorchester Berlin, das in den vergangenen Jahren viele Neuzugänge hatte, darunter zahlreiche aus dem Ausland. In deren Situation kann sich Adriana Condruc gut hineinversetzen.

Missverständnisse ja, schwere Konflikte nein

Mitunter gibt es interkulturell bedingte Situationen, die zwar nebensächlich, aber für die Betroffenen deutlich spürbar sind. „Wenn ich früher auf Tourneen an den Grenzen meinen exotischen rumänischen Pass vorzeigen musste, dauerten die Kontrollen häufig eine



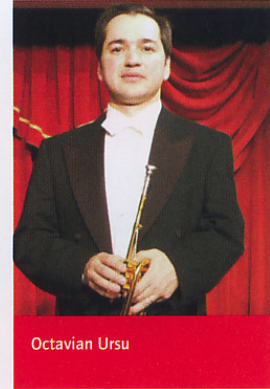
Michaela Kennke



Adriana Condruc



Helge von Niswandt



Octavian Ursu

Ewigkeit“, nennt Adriana Condruc ein Beispiel. Während die deutschen oder EU-Kollegen flink passieren durften, musste sie in der „Ausländer-Schlange“ lange warten. Heute ist das anders. 2002 ist sie Deutsche geworden. „Aus Überzeugung“, sagt sie, „obwohl es schwer fiel, die rumänische Staatsangehörigkeit vollständig abzulegen.“ Doch über solchen Kummer spricht man nicht allzu laut. Und wenn, dann am ehesten mit Kollegen, die einen ähnlichen Migrationshintergrund haben.

So hängen Glück und Zufriedenheit der neuen ausländischen Orchestermusiker letzten Endes von persönlichen Kontakten ab. „Eine Betreuungsstelle oder einen Ausländerbeauftragten gibt es bei uns nicht“, sagt Posaunist Helge von Niswandt, Sprecher des Orchestervorstands des Konzerthausorchesters. „So eine Position wurde bei uns allerdings auch noch nicht gefordert oder nachgefragt, sodass wir in dieser Frage eigentlich keine Notwendigkeit gesehen haben.“ Dennoch sei das Thema in der Vergangenheit sehr wohl akut gewesen. Vor einem Probespiel hatte eine Instrumentengruppe vorab diskutiert, dass sie prinzipiell keinen neuen ausländischen Kollegen wünschen würde, was zu Auseinandersetzungen führte. Die Ressentiments wurden mal mehr, mal weniger deutlich ausgesprochen. „Am Ende hat sich aber ausgerechnet diese Gruppe mit sehr großer Mehrheit für den Bewerber aus Asien entschieden“, schildert von Niswandt den Fall. Der Kandidat war technisch-künstlerisch äußerst brillant. „Über das Ergebnis waren wir froh, weil es bewiesen hat, dass Qualität und Können und eben nicht Herkunft und Ländergrenzen entscheidend sind.“

Die Orchesterstellen sind international ausgeschrieben und der Wettbewerb um sie gilt weltweit. „Ich finde das gut so, weil auf diese Weise das hohe Qualitätsniveau gehalten wird“, sagt Helge von Niswandt. Die interkulturelle Selbstverständlichkeit bekomme heutzutage jeder Musiker mit auf den Weg, wenn er in jungen Jahren in internationalen Jugendorchestern spielt oder wenn er an einem Schüler- oder Studentenaustausch teilnimmt.

Ein Ort, wo ein Orchesterensemble den Fragen interkulturellen Miteinanders nachgehen kann, ist der Betriebsrat, der sich aus arbeitsrechtlicher Sicht mit Fällen von kollegialer Ausgrenzung oder Mobbing zu befassen hat – sofern sie geschehen. Hier zeigt sich einmal mehr die Sensibilität des Themas. Denn derartige Vorfälle haben zum einen immer mehrere verschiedene Ursachen und sind nie auf einen einzigen Grund wie Ausländerfeindlichkeit zurückzuführen. Zum anderen tauchen Fremdenressentiments in aller Regel versteckt und subtil auf. Man kann keinen Betriebsrat zwingen, jeden Einzelfall durch die interkulturelle Brille zu betrachten. Man kann es ihm aber empfehlen – weil es sich lohnt.

Davon ist auch Solo-Trompeter Octavian Ursu überzeugt, Betriebsratsvorsitzender der Neuen Lausitzer Philharmonie Görlitz. „Wirklich schwerwiegende interkulturelle Konflikte sind bei uns noch nie vorgekommen“, sagt Octavian Ursu. Aber es habe schon Missverständnisse gegeben, die auf sprachliche Verständigungsprobleme zurückzuführen gewesen wären. Man müsse nur genau nachfragen. „Aber solche Sprachprobleme kommen bemerkenswert selten vor“, sagt der gebürtige Rumäne. Die neuen Kollegen versuchen alle, möglichst schnell Deutsch zu lernen.

Seit den 1990er Jahren ist Ursu in Görlitz Orchestermitglied. „Mein persönliches Ziel war eigentlich nicht, in Deutschland zu bleiben“, sagt er, „aber ich habe hier meine spätere Frau, eine Deutsche, kennen gelernt.“ Und außerdem sei Deutschland für den Musikerberuf ein besonders schönes Land. Seit Rumänien in der EU ist, gleiche sich vieles im dortigen Kulturleben zwar an hiesige Standards an. Auch werden die Spitzenorchester immer besser. Aber dass kleinere und mittlere Orchester wie die Neue Lausitzer Philharmonie „alles“ zu spielen haben, also Sinfoniekonzerte, Musiktheater und Kammermusik – das gebe es in dieser Form in Rumänien nicht. „Wenn Sie so wollen – das ist ein echter kultureller Unterschied.“ ◀